

41]

## Geschichte einer Bombe.

Von Andreas Strug.

Ein anderer Arbeiter, der daneben stand, zog ihn mit sich fort, und indem er Beszjdi mit einem häßlichen Blick streifte, rief er laut:

„Komm zum Essen! Hast auch nichts Besseres zu tun, als Dich mit so einem einzulassen! Der will hier spionieren, und beim ersten Wort kann man doch sehen, daß er einem anständigen Menschen nicht einmal ähnlich sieht. Der Schuft! Wenn er noch lange hier herumsteht, werden wir ihm zum Tanz aufspielen! . . .“

Beszjdi blieb starr und in tiefster Erregung stehen. So empfingen ihn die Warschauer Genossen! Nein, es war nicht zu glauben, daß das wahr sein sollte! Und er beschloß, zu warten.

Die Leute kehrten bereits von der Mittagspause zurück, und eine größere Gruppe stand plaudernd und rauchend vor dem Fabriktor. Er trat auf drei Leute zu, die beiseite standen, und begann wieder von neuem. Doch sie beobachteten ihn böseartig mißtrauisch, als hielten sie ihn von vornherein für einen Lumpen. Da ließ er alle konspirativen Kniffe beiseite und sprach ganz offen:

„. . . Mein Geschäft ist sehr wichtig: ich habe eine Bombe mitgebracht und weiß nicht, wem ich sie abgeben soll. Jetzt wißt Ihr, um was es sich handelt! Ich habe Parteigeld mitgebracht, zweihundertfünfzig Rubel — und weiß nicht, an wen ich mich zu wenden habe . . .“

„Und was haben Sie noch mitgebracht? — Sieh einer den Wohltäter! . . .“

„Sie haben einen heißen Kopf mitgebracht, geben Sie acht, daß er Ihnen ganz bleibt! . . . Aufgepaßt, Genossen!“

Die Arbeiter umdrängten ihn, daß ihm ganz eng wurde. Beszjdi stieg das Blut zu Kopf, er erhitze sich und redete auf sie ein, indem er sich auf die Brust schlug und ihnen wegen ihres Mißtrauens Vorwürfe machte. Doch sie höhnten ihn nur.

„Gib die Bombe in der Fraktion ab! Und das Geld bei der Linken! . . .“

„Schmeiß die Bombe auf Stallon!“, dann komm her, und wir werden Dir glauben! . . .“

„Ein ernst zu nehmender Genosse! Bomben fabriziert er, und von der inneren Krisis in der Partei hat er keine Ahnung!“

„Offenbar ein Verrückter! Er sieht nicht wie ein Spizel aus.“

„Sowohl, in der Portierloge haben sie gesagt, daß er hundert Rubel geboten hat, wenn man ihm das Komitee nennt . . .“

„Ist das wahr?“

„Der Alte hat's eben erzählt!“

„Geh! ihn! Geh! ihn!“

„Geh! den Spion!“

Das Geschrei und die Pfiffe betäubten Beszjdi. Eine Weile kam es ihm vor, als wär es ein Traum. Er erstarrte und sah mit irren Blicken auf die Leute. „Genossen!“ rief er, „Genossen, so kommt doch zu Euch!“ Aber niemand hörte ihn, noch konnte man ihn in der allgemeinen Aufregung verstehen. Einer schlug ihn mit der Faust ins Genick. Er bekam einen heftigen Fuhtritt von hinten und flog aus dem Hause hinaus. Er floh, nicht aus Angst, sondern vor der öffentlichen Beschimpfung, vor dieser blutigen Kränkung. Er hätte sich am liebsten unter die Erde verkrochen, sich das Leben genommen. Er lief wie verrückt, bog gleich um die erste Ecke und lief weiter, ohne zu wissen, wohin. Als er die erste freie Droschke traf, stieg er ein und fuhr nach der Stadt, ganz ratlos, was er mit sich beginnen sollte.

Beszjdi tat wohl daran zu fliehen, denn der Genosse, genannt der „Verrückte“, von der Fraktion, und ein anderer, „der Bedächtige“, von der Linken, hatten bereits ihre Waffen herausgeholt, die bei einem Geizer im Kesselhause versteckt lagen, und stürzten auf Tod und Leben davon, um den

Spizel zu „machen“. Sie stürzten zum Tor hinaus, liefen nach rechts und nach links, fanden ihn jedoch nicht mehr.

Beszjdi glaubte verrückt geworden zu sein. Er hatte den unwiderstehlichen Wunsch, direkt auf den Bahnhof zu fahren und nach Hause zurückzukehren, ohne sich um seine Sachen beim Onkel weiter zu kümmern. Möchte geschehen was wollte! Es gab keine Partei mehr! Es gab irgendeine Linke und irgendeine Rechte, aber die gewaltige, starke, alte, erfahrene polnische Partei, die war nicht mehr! Wo war das alles dahin in nicht ganz fünf Monaten? — Es schien dem Genossen Beszjdi, daß ihm in einem Augenblick die Hälfte des Glaubens an alles, woran er bisher geglaubt, verlassen hätte.

Ihn hielt man für einen Spizel! Nicht einmal geduldig sprechen wollten sie mit ihm! Ohne jede Einsicht! Der Warschauer Arbeiter ist der erste in ganz Polen, — dachte er — so sagt man bei uns, und die dummen Leute glauben es! . . . Jetzt kenne ich diese Warschauer Aufklärung . . . Jetzt weiß ich, was ich früher nicht wußte!

Der Genosse Beszjdi wußte von vielen Dingen nicht. Die Partei hatte seine Gegend vergessen, und deshalb war eine Zeilang gar keine Nachricht dorthin gelangt. Inzwischen war der Zeiger der Uhr der Geschichte, die irgendwo in den Himmeln oder in der Hölle aufgehängt ist, unbarmherzig weiter gegangen. Niemand hörte, als über den menschlichen Angelegenheiten die Schicksalsstunde schlug. Erst später, viel später, fühlte eines Tages ein jeder, als würde es ihm an Luft gebrechen.

Ein schwüler Tag, sagten die Menschen, aber am Morgen darauf und noch eine Woche später quälte sich die Brust in dieser schlechten Luft. Die Leute warteten, warteten und taten was sie immer tun. Eine Sache gelang, eine andere mißlang, einmal wars schön, ein andermal häßlich, es gab einen nützlichen Tag und einen schändlichen, es war bald gut, bald schlecht, wie es eben im Leben ist.

Die Menschen verloren sich im Strom der kleinen Arbeiten und täglichen Ereignisse. Bis sie anfangen wahrzunehmen, daß sie immer noch auf etwas warteten; sie befaßten sich, daß sie schon sehr lange warten und fühlten endlich, wie die Zeit verfloß. — Und was jetzt? Und was weiter? — fragte einer den andern.

Man fragte einander, überlegte, beriet, dachte nach. Die Menschenhaufen stritten, bald um dies, bald um das, bald um ein Drittes. Niemand war an dem Mißlingen schuld. Denn jeder war in gleicher Weise schuld. Jeder hatte recht, denn er hatte sich mindestens einmal am Tage geirrt.

Als Beszjdi wieder zu seinem Onkel kam, sah er so verstört aus, daß der Alte ernstlich erschraf.

„Was hast Du denn, mein Junge?“

Beszjdi konnte nicht einmal von seinem Mißgeschick erzählen. Er konnte und wollte es nicht. Er aß zu Mittag und legte sich vor Verzweiflung schlafen. Doch nach einer Viertelstunde riß er sich auf und trat in den Laden.

„Sehen Sie, Onkel — alle meine Bekannten sind verhaftet. Ich kann auf keine Weise zur Partei gelangen. Dazu kommt, daß in der Partei offenbar etwas nicht in Ordnung ist. Ich habe gehört, daß die alte Partei nicht mehr existiert. Ist das wahr?“

„Wie? Das weißt Du nicht?“

„Und Sie wissen es?“

„Welche Frage! Im Geschäft weiß man alles. Aber, daß Du auch gar nichts weißt . . .“

„Ich weiß nichts, weil in unserem Kreise viele verhaftet worden sind, dadurch wurde alles unterbrochen, und die Berichte erreichten uns nicht . . .“

„So ist das . . . Es ist schon lange her, daß die alte Partei nicht mehr existiert. Durch die Uneinigkeit seid Ihr zum Teufel gegangen. Außerdem hat man vier Monate hindurch Eure Leute immerzu ausgenommen, Tag für Tag, so daß jetzt alles glatt wegrasiert ist.“

„Erscheint „Der Arbeiter“ noch? — Wird er noch auf der Straße verkauft wie früher?“

„Jetzt erscheinen sogar zwei „Arbeiter“. Aber einer immer seltener als der andere, und fast kein Mensch inter-

\*) Generalgouverneur von Warschau.



essiert sich mehr dafür. Der Junge, der sie austrägt, kommt oft hierher. Er sagt, es ist fast gar kein Absatz. Obwohl er die Makulatur jetzt umsonst bekommt. Es ist eben niemand da, der kauft."

"Was ist denn eigentlich geschehen? Ich kann noch immer nicht begreifen..."

"Was geschehen ist? An Menschen fehlt's. Die Tüchtigsten sind längst alle eingestekt. Es war niemand mehr da, der führen kann, die Zügel anziehen, zusammenhalten. So froch denn alles auseinander, und jetzt werden auch die aufgehoben — bis man ganz Warschau nach Wjarka wird übersiedelt haben oder nach dem fernen Karymsk. Du wunderst Dich darüber, weil Du nicht glauben magst, daß die Revolution zu Ende ist."

"Na, na, das wäre etwas zu schnell. Freilich, es kann sein, daß für den Moment etwas verdorben ist..."

"Zu schnell, meinst Du? Mir aber scheint, daß es längst Zeit war. Ihr dort in Eurer Zuckerfabrik habt nicht viel gesehen, aber ich konnte von meinem Laden aus Tag für Tag alles sehen, obwohl ich keiner Partei angehöre. Siehst Du dort gegenüber den Laden? Er ist geschlossen. Ich kenne das Geschäft schon lange. Der Mann verstand es nicht zu führen und verlor. So lange er das ererbte Geld von der Mutter hatte, ging es eine Weile. Dann begann es da und dort zu fehlen, dann mußte er um Geld herumlaufen, bei den Juden auf Wucherzinsen borgen, aber das Geschäft blieb offen, es gab noch Ware auf den Gestellen, immerhin kam noch etwas Rundschaft. Schließlich kam der Tag, da die Geschichte ein Ende hatte, und wie ich gestern früh hinblide, ist das Geschäft zu. Alles hat seine Ursache. Alles fängt einmal an und nimmt ein Ende. Wenn man nicht gewinnt, verliert man, und je rascher, desto besser. Du bist jung, Du wirst noch bessere Zeiten erleben. Inzwischen aber sei zufrieden, daß Du mit einem blauen Auge davongekommen bist!..."

(Fortsetzung folgt.)

## Der Baldamus als Legionär\*).

Von Oskar Wöhrl.

Nach drei Tagen kamen wir an die für uns bestimmte Station. Die war ein verwaistes Wellblechhaus ohne rechte Türen und Fenster und lag auf einem kleinen Hügel, der die tiefer liegende Dase beherrschte, die zwei Brunnen und etwa fünfhundert Dattelpalmen umfaßte. Die früheren Wachabteilungen hatten hier viel verwüßt und verschändet. Nur ein Brunnen gab Wasser, der andere lag verschüttet und war leer. Von den Dattelpalmen standen viele dürr, weil die Stämme über Wägen angebohrt waren. Wir richteten uns zunächst wohnlich ein. Der Herd wurde in Ordnung gebracht. Dann sammelten wir Halsgras, schnitten es klein und vermischten es mit Lehm zu zähen Klumpen. Mit diesen stopften wir die Löcher im Dach und in den Wänden aus.

Acht Tage nach unserer Ankunft kam ein Transport vom Fort Lallemand mit Proviant für sechs Wochen und Munition und einer Geheimorder für den Leutnant. Als der Sergeant die vielen Patronenlisten sah, sagte er: „Es gilt.“ Auch Stacheldraht waren einige hundert Meter mitgegeben. Nun gab es Arbeit übergenug. Wir warfen den Schutzgraben tiefer auf und richteten ihn zur Verteidigung ein. Dann fällten wir in der Dase die dünnen Stämme, zersägten und zerspalten sie zu meterlangen Scheiten. Diese wurden zugespitzt und rund um die Station eingerammt. Als es soweit war, spannten wir von einem Pflock zum anderen den Stacheldraht kreuz und quer, so daß niemand mehr durch konnte. Nur einen schmalen, vielfach gewordenen Ausgang ließen wir frei und machten ihn durch weiße auf den Boden gestreute Steinchen kenntlich, die auch nachts sichtbar waren.

Sobald die Instandsetzungsarbeiten beendet waren, begann eine gute Zeit. Zwar hätte jeden Tag Exerzieren sein sollen. Doch unser Leutnant, der in der letzten Zeit ganz verstört daherging, ließ es ausfallen. Selbst den Appell. Wenn der Mülhauser ihn nicht immer gedrängt hätte, wären nicht einmal Erkundungspatrouillen in die Umgegend geschickt worden. Dem Anschein nach war er wirklich nicht mehr bei sich. Nachts hörten wir oft, wie er in seinem kleinen Verschlag auf und ab ging und mit sich redete. Manchmal lief er schon am Morgen früh in die Wüste hinaus und kam erst am Abend wieder.

Wir aber wußten vor Faulheit nicht, wie wir die Stunden hinbringen sollten. Bücher hatten wir keine, nur etliche alte Zeitungen, die vom vielen Lesen so schmierig waren, daß man keinen Buchstaben

mehr unterscheiden konnte. Wein war auch keiner unter den Vorräten. So blieb nur das Kartenspiel. Aber da wir nichts Trinkbares ausspielen konnten, waren wir es bald überdrüssig und schwammen in Stumpfsinn. Aus Langweile kamen wir auf den Gedanken, uns vom kleinen Bayer tätowieren zu lassen. Der Pfalzgraf war so verrückt, daß er sich nackt auszog und den ganzen Körper verschändete. Auf dem Hintern ließ er sich rechts die Sonne, links den Mond einstechen. Wir standen herum und lachten uns bucklig. Es sollte aber für lange Zeit unser letztes Lachen sein.

Der Leutnant war wie gewöhnlich fortgegangen, ohne eine Anweisung zu hinterlassen. Als er um die Mittagszeit noch nicht zurück war, dachten wir, daß er später kommen würde. Es mochte 4 Uhr mittags sein, ich hochte gerade vor dem Kochkessel und machte Feuer, um Kaffee zu kochen, da tönte von weither ein Schuß. Alle hörten ihn, Gespräch und Gelächter waren wie abgeschnitten. Der Mülhauser stand auf. „Wir müssen suchen, wo das war,“ sagte er, trat dem Corporal Reunier das Kommando ab und nahm fünf Mann mit. Ich fluchte, daß ich beim Kaffee sitzen bleiben mußte und nicht mitgehen durfte. Der Abend kam, noch keiner war zurück. Auch nicht, als es nachete. Wir begannen unruhig zu werden und besorgten das Schlammste. Reunier verdoppelte die Posten und ließ uns schlafen. Aber die Ruhe kam nicht. Wir lagen wach und unterhielten einander mit Mutmachungen. Endlich um Mitternacht langten die fünf an. Auf ihren Gewehren trugen sie den Leutnant, der war tot. Als der erste Krubel vorbei war, erzählten sie, daß sie ihn im „Steinmeer“ — diese Gegend nannten wir so, weil dort zahllose Felsstuppen aus dem Sande herauskauten — gefunden hätten. Er müsse von hinten angeschossen worden sein, denn er habe auf dem Gesicht gelegen. Sie hätten lange nach Spuren gesucht, aber nichts gefunden. Von Krabern sei ihnen keiner zu Gesicht gekommen.

Am anderen Morgen gruben wir den Leutnant ein. Still und gedrückt. Es wurden keine Salven abgegeben. Der Mülhauser sagte, die Patronen würden wir bald nötiger brauchen können. Wieder schlich eine Woche dahin, ohne daß sich etwas Besonderes ereignet hätte. Unsere Streifpatrouillen suchten tagsüber die Umgegend ab, konnten aber nie etwas Verdächtiges finden. Bis wir am Tage vor Weihnachten aufgestellt wurden, und wie! Die vorletzte Morgenwache hatten die Polacken gehabt, zwei stille Kerle, die wir manchmal ihrer Rosenkränze wegen auslachten, aber im übrigen gut leiden konnten. Ich und der kleine Bayer sollten sie um 8 Uhr ablösen, trafen sie aber nicht auf dem gewohnten Platz. Wir suchten den ganzen Ballgraben ab und umgingen die äußere Stacheldrahtumzäunung ohne eine Spur von ihnen zu finden. Auch auf mehrfachen Rufen und Pfeifen bekamen wir keine Antwort. Wir witterten Gefahr. Der kleine Bayer postierte sich in die Mitte des Ausgangs, ich ging zurück, weckte den Mülhauser und erstattete Bericht. Sofort ließ er antreten, den kleinen Bayer hineinrufen und stellte an jedes Fenster einen Mann, der Ausschau halten sollte. Dann sagte er, so wie er den heimtückischen Charakter der Eingeborenen kenne, müsse den Polacken etwas passiert sein; er nehme an, daß sie von der Station fortgelockt und umgebracht worden seien. Sobald es tagte, sollten wir gemeinschaftlich auf die Suche gehen, — doch Vorsicht walten lassen, denn hinter jedem Stein, hinter jedem Sandwall könne der Feind lauern. Er verbot jedem, allein und ohne seine Erlaubnis sich von der Station zu entfernen; auch ordnete er an, daß beim Wasserholen immer eine bewaffnete Begleitung dabei sein müsse. Die folgenden Minuten krochen wie Stunden; es schien uns eine Ewigkeit, bis endlich der erste Morgenschein das Land erfüllte, Nähe und Ferne heraustreten und sichtbar werden ließ.

Wir brauchten nicht weit zu suchen, um die beiden armen Teufel zu finden. Sie waren jämmerlich hingeschlagen worden. Zuerst sahen wir ihre abgeschnittenen Köpfe, verzerrt und kaum mehr kenntlich, auf zwei Pfähle gestekt, die mit Gedärmen umwunden waren. Uns graute, wir standen still, unfähig, ein Wort zu sagen, so lastete der Schred. Einzig einer würgte heraus: Nebandje! Dann gingen wir weiter, den Blutspuren nach, die zu den beiden Brunnen führten. Untertwegs lagen einzelne Gliedmaßen zerstreut, da eine Hand, dort ein Fuß oder ein Bein. Auch blutbespritzte und zerrissene Uniformstücke fanden wir, von den Waffen und der mitgehabten Munition aber keine Spur. Am Brunnen bot sich uns das schrecklichste Bild: die Umfassungssteine waren über und über mit geronnenem Blut bespritzt und Fleischteile lagen umher. Als wir näher traten, sahen wir, daß ihre Leiber in der Brunnengrube lagen, die einzig noch Wasser gab. Es war ein schauerliches Geschaft, sie herauszuholen. Selbst die Verhärtetsten von uns vergossen Tränen der Wut und des Elends.

Wir haben am Mittag ihre Reste neben dem Leutnant eingeseht und zwei Stunden lang Steine hergeholt und einen kleinen Grabhügel gebaut. Jeder versprach dem Mülhauser in die Hand hinein, sie zu rächen, wie er nur könne und seiner Lebtag keinen einzigen Kraber zu pardonnieren. Jetzt begriff ich auch den unlöslichen Haß, den die alten Legionäre gegen alle braune Haut in sich tragen.

(Schluß folgt.)

\* Wir entnehmen diese Probe dem neuen Jahrbuche der „Lese“. Der Baldamus und seine Streiche von Oskar Wöhrl. Der Baldamus ist die Lebensbeschreibung eines jungen Mannes, der als Landstreicher, Legionär und Arbeiter Außerordentliches erlebt hat und schließlich von der „Lese“ als Dichter entdeckt wurde.



## Ein Tunnel durch den Montblanc.

Die soeben von der französischen Regierung erklärte Absicht, einen Tunnel durch den Montblanc zur Verbesserung der Eisenbahnverbindung zwischen Frankreich und Italien zu bauen, eröffnet die Aussicht auf ein grandioses Werk der Ingenieurkunst, das auch für die zukünftige Gestaltung der internationalen Verkehrsbeziehungen von weittragender Bedeutung zu werden bestimmt sein dürfte. Die Weidung von diesem grundsätzlichen Beschluß Frankreichs kommt dem Kenner der langjährigen stillen Kämpfe verkehrstechnischer Art, die zwischen Frankreich und der Schweiz ausgefochten worden sind, freilich nicht allzu überraschend. Denn schon vor sieben Jahren hat Frankreich das Projekt einer Montblanc-Untertunnelung in die Debatte geworfen, um die Schweiz seinen Verkehrs-wünschen gefügig zu machen.

Der Montblanc-Durchstich hat nämlich bereits eine lange Vorgeschichte. Ursprünglich war von ihm bei den gemeinsamen schweizerisch-französischen Plänen zur Verbesserung der Eisenbahnverbindungen gar nicht die Rede gewesen; Frankreich hatte vielmehr vorgeschlagen, zur Herstellung guter Anschließlinien an den damals gerade seiner Vollendung entgegengehenden Simplon-Tunnel die Faucille zu durchstechen. Mit diesem Projekt war aber nur der Kanton Genf einverstanden, während der schweizerische Bundesrat den Faucille-Durchstich ablehnte und statt seiner die Verbesserung eines der bestehenden Jura-Nebergänge vorschlug, und zwar der Linie Frasne-Valloire. Davon hätte neben dem Kanton Waadt die ganze Eidgenossenschaft unergleichlich größeren Vorteil gehabt. Nun ist dem ganzen, langwierigen Streit dadurch ein Ende bereitet worden, daß Frankreich auf die Erbauung des Faucille-Tunnels verzichtet und statt seiner den Montblanc untertunneln will. Für die Schweiz bedeutet dieser Plan freilich eine völlige Durchkreuzung ihrer langjährigen Verkehrspolitik, die stets dahinging, die internationalen Alpenlinien soweit wie eben möglich über eidgenössisches Gebiet zu leiten. Von einem Montblanc-Tunnel hat naturgemäß die Schweiz nicht nur keinen Vorteil, sondern außerordentlichen Schaden, da bekanntlich der Montblanc auf französischem Gebiet liegt und die neue Linie unmittelbar von Frankreich nach Italien hineinführen würde.

Deutschland ist an diesen Streitigkeiten nicht direkt beteiligt. Dank der Initiative der Berner Regierung ist das große Projekt des Lötschberg-Tunnels verwirklicht worden, und die Inbetriebnahme der neuen Alpenbahn Bern-Lötschberg-Brig ist im Hochsommer dieses Jahres zu erwarten. Damit hat Deutschland eine direkte Linie von Basel über die schweizerische Bundeshauptstadt und den Simplon nach Oberitalien, die der Linie über den Gotthard, dieser ältesten und klassischen Alpenbahn, gleichwertig ist. Dagegen wird der Montblanc-Durchstich für den Verkehr Westeuropas mit Italien von ganz erheblicher Bedeutung werden. Er würde die Entfernung zwischen London-Paris und Mailand um mehr als 100 Kilometer verkürzen. Sofern der Durchstich als Basistunnel gebaut werden sollte, würde er alle bestehenden Alpen-tunnels an Länge bedeutend übertreffen; möglicherweise würde selbst ein Scheiteltunnel länger als der Basistunnel durch den Simplon werden, der bisher in bezug auf seine Ausdehnung an der Spitze steht. Unter einem „Basistunnel“ versteht man einen Durchstich, der das Gebirgsmassiv an seinem Grunde durchschneidet, wogegen ein „Scheiteltunnel“ in größerer Höhe des Gebirgsmassivs angelegt ist. Ein Basistunnel ist z. B. der durch den Simplon, wogegen der neue Lötschberg-tunnel ein Scheiteltunnel ist. Jedes System hat seine Vorteile und seine Nachteile. Die Vorteile des Basistunnels bestehen darin, daß die Einfahrt nicht erst, wie z. B. bei der Gotthardbahn, durch hohe Viadukte, Steh- und stark steigende Schleifentunnels erklimmen werden muß. Die Nachteile beruhen in der größeren Länge des eigentlichen Durchstichs, in den ungünstigen Wasserverhältnissen, dem größeren Gebirgsdruck und in der außerordentlichen Hitze im Tunnelinnern. Die Vor- und Nachteile des Scheiteltunnels sind hiermit gleichfalls angedeutet.

Die Länge der bedeutendsten Alpendurchstiche, die nirgends in der Welt ihresgleichen finden, zeigt nachfolgende Zusammenstellung: Simplontunnel 19 720 Meter, Gotthardtunnel 14 912 Meter, Lötschberg-tunnel 14 536 Meter, Mont-Cenis-tunnel 12 200 Meter, Arlberg-tunnel 10 250 Meter, Abulatunnel 5866 Meter.

Der projektierete Montblancdurchschnitt soll, so ist bisher in großen Zügen geplant, auf der französischen Seite im Tal von Chamoni beginnen und bei Aosta auf italienischem Boden endigen. Ueber die Kosten dieses grandiosen Projekts, das der modernen Technik naturgemäß keine unüberwindlichen Schwierigkeiten bereiten kann, steht Genauer bisher noch nicht fest. Man darf aber wohl annehmen, daß zu seiner Verwirklichung allermindestens 150 Millionen Franc erforderlich sein werden. Geologisch sind allzu große Schwierigkeiten wohl nicht zu erwarten. Das Montblanc-massiv besteht als kristallinisches Gebirge aus einem Kern von Urgestein, umgeben von Gneis und Glimmerschiefer. Es liegt freilich auf der Hand, daß bei einem Basistunnel die gewaltige Hitze im Innern des höchsten Berges in Europa besondere Vorkehrungen nötig machen würde. So hat man ja auch bereits beim Bau des Simplontunnels parallel zu dem eigentlichen Tunnel einen zweiten, kleineren Stollen herausprengen müssen, der lediglich zu Ventilationszwecken diente und der durch einzelne Querstollen mit dem Haupttunnel zum Zwecke der Lüftererneuerung verbunden war.

Die Geschichte der Tunnelbauten ist unergleichlich älter, als

man gemeinhin glaubt. Bereits die Römer hatten einen Tunnel von 5600 Meter Länge gebaut, der zur Ableitung des Wassers des Fuciner Sees diente. Kurze Durchstiche, die freilich nicht die Berge durchqueren, sondern nur in ihr Inneres führten, haben sogar bereits die alten Ägypter zur Anlage ihrer Königsgräber hergestellt. Während des Mittelalters im weitesten Sinne ruhte allerdings diese Technik des Altertums wie auch fast jede andere, und erst der neuesten Zeit, die keine technischen Schwierigkeiten mehr fürchtet, gelang es, selbst der Alpenriesen Herr zu werden und vor etwas mehr als 30 Jahren mit der Erbauung des Gotthardtunnels eines der größten Wunderwerke zu schaffen, die die Menschheitsgeschichte kennt.

## Kleines feuilleton.

**Ein unterirdisches Totenreich.** Aus München wird uns geschrieben: Lebhaftes Interesse erregt in Kunstkreisen eine für den Stadtteil Schwabing geplante Friedhofsanlage, die durch eine Sammlung von Zeichnungen und Plänen des Architekten Professor August Tiersch im Münchener Kunstverein veranschaulicht wurde. Die Anlage vereinigt die Bestattungsweise der Antike mit den heute üblichen christlichen Bestattungsarten und verdient bei dem in starkbevölkerten Städten herrschenden Mangel an Raum für ausgedehnte Friedhöfe die Beachtung größerer Stadtverwaltungen. Es handelt sich um eine unterirdische Totenstadt mit Grüften, Nischen für Aschenurnen und breiten Wandelgängen, über der sich ein künstlerisch angelegter Garten ausbreitet. Prof. Tiersch nennt die von ihm nach einer Anregung des Kunstmalers Viber entworfene Anlage: Parkfriedhof.

Durch feierliche Eingangstore tritt man in den Park ein. Ein breiter, von Pyramidenreihen eingefasster Weg leitet zu der für die Aufnahme der Trauerversammlung bestimmten, von Säulen getragenen Eingangshalle. Eine imposante Freitrepppe führt zur Unterwelt hinab und gewährt uns einen Einblick in das Totenreich.

Siebzehn einzelne Treppen führen zu den Unterweltgängen hinab, die durch zahlreiche Fenster Licht und Luft erhalten. Elektrische Beleuchtung ist sowohl für die Gänge wie für die Grabkammern vorgesehen. Die schöne Sitte des Gräberschmuds wird sich hier frei entfalten können, denn die ausgedehnte Anlage bietet mit ihren Vorhallen und den Flächen neben und über den Türen Raum genug für Pflanzen, Kränze und Blumen. Die Türen zu den zahlreichen und bequemen Treppen, die in die Unterwelt führen, sollen Tag und Nacht offen stehen. Das Ganze bildet mit seinen mannigfach gestalteten Räumen eine Totenstadt, wie sie in den süblichen Ländern schon vor zweitausend Jahren in den Felsboden gegeben wurde, hier aber in die Erde hineingebaut werden soll. Kleine Metalltüren mit Guckfenstern schließen die Grüfte oder Totenkammern ab. Innen gliedern sich die Räume in Nischen zum Einstellen der Särge. Es sind meist Grüfte für 12, 18, 24 und 36 Personen vorgesehen, aber auch große Sammelräume und Grüfte von monumentaler Ausstattung, sowie Gräber für einzelne Personen.

Die Mehrzahl der Kammern ist für sogenannte Schubgräber eingerichtet, d. h. mit zwei Meter tiefen Nischen versehen, in die die Särge mit dem Fußende voran eingeschoben werden, worauf die Öffnung mit einer Platte geschlossen wird. Diese Schubgräber ermöglichen die größte Raumausnutzung; sie erfordern keine besondere Vorbereitung der Leichen, außer einer Bettung in Kalk oder Kohle. In anderen Kammern werden die Särge längs den Wänden aufgestellt und bleiben in ihren Nischen offen stehen. Bei dieser Aufstellung (Sarkophaggräber) wird eine Konfekturierung oder Einbalsamierung der Leichen vorausgesetzt, jedenfalls aber ein luftdichter Verschluss der Särge oder Sarkophage. In Wandnischen werden die Urnen mit der Urne der durch Feuer bestatteten Leichen aufgestellt. Ueber den Grüften sind längs der Umfassungsmauern Gärthchen durch Geden abgetrennt, in denen die Trauernden sich ungestört der Erinnerung an die Toten hingeben können, und ebenso ist ein großzügiger Plan für die Errichtung von Ehrendenkmalern entworfen. Den Schluß der ganzen Anlage bildet eine Brunnenarchitektur mit den Statuen klagender Frauen nach dem Vorbild des berühmten sibonischen Sarkophags; darüber erhebt sich eine Gruppe, die die Religion als Trösterin darstellt.

Für die baldige Ausführung des Parkfriedhofes werden von einer aus Münchener Bürgern zusammengetretenen Gesellschaft, die sich einen 30 000 Quadratmeter großen Platz gegenüber dem Schwabinger Friedhofe an der Ungererstraße gesichert hat, jetzt die nötigen Schritte getan.

Hans Wege.

## Sprachwissenschaftliches.

Werden die Japaner die europäische Schrift annehmen? Die Entscheidung dieser Frage ist für den Patrioten des ostasiatischen Inselreiches eine harte Aufgabe. Wenn man bedenkt, wieviele Leute in Deutschland für die Beibehaltung der deutschen Schrift mit Leidenschaft eintreten und ihre Aufgabe als eine Schwäche des Nationalgeföhls zu kennzeichnen suchen, wieviel mehr Ueberwindung muß dann den Japanern der Erfaß ihrer viel eigenartigeren Schriftzeichen durch das Alphabet des Westens kosten! Und doch steht dabei außerordentlich viel auf dem Spiel. Das Japanische ist vielleicht nicht viel schwerer zu erlernen als Russisch, aber nur soweit der Sprachgebrauch



in Betracht kommt. Wenn man den Ehrgeiz hat, auch japanische Werke lesen zu wollen, so muß man sich auf ein viel mehr zeitraubendes Studium gefaßt machen, als es sogar bei der Erlernung der doch auch nicht gerade bequemen russischen Schrift notwendig ist. Es wäre auch eine Verleumdung, wenn die Japaner glauben sollten, ihre Kultur in absehbarer Zeit derart auszubreiten, daß ein größerer Teil der Erde zur Annahme oder auch nur zur Beachtung ihrer Sprache und Schrift gezwungen würde. Vorläufig steht wahrscheinlich auf lange hinaus die Sache jedenfalls so, daß keine japanische Schrift — sie mag noch so wichtig und wertvoll sein — in der westlichen Kultur berücksichtigt wird, falls sie nicht ganz oder wenigstens im Auszug in eine europäische Sprache übertragen worden ist. Wenn aber das Japanische mit römischen Buchstaben geschrieben und gedruckt werden würde, so würde sich ohne Zweifel mancher zu seiner Erlernung entschließen.

Nach einem Aufsatz, den der Bürgermeister von Tokio, Baron Salatani, im „Japan-Magazin“ veröffentlicht hat, scheint auch die Mehrheit der maßgebenden Kreise in Japan der Annahme dieser Neuerung geneigt zu sein. Darnach wird die Ueberlegenheit des westlichen Alphabets in Einfachheit und Verständlichkeit dort anerkannt. Dennoch glaubt Salatani, daß seine Einführung noch geraume Zeit kosten werde, obgleich sie gar nicht genug beschleunigt werden könnte. Salatani hat eine hübsche geschichtliche Studie über die Verbreitung der römischen Schriftzeichen durchgeführt und dadurch nachgewiesen, daß auch diese nur langsam in die verschiedenen Sprachen Europas eingedrungen sind. Daher würde es mit einer solchen Reform in Japan wohl auch nicht schneller gehen. Der Bürgermeister aber ist der Meinung, daß Japan schon jetzt unter der Bürde der aus dem Chinesischen hergeleiteten Schriftzeichen wie unter einer schweren Last leide, da sie den geistigen Fortschritt behindern. Der japanischen Jugend wird durch die Erlernung Tausender von chinesischen Charakteren eine jahrelange Arbeit auferlegt, die als ganz unnütz zu bezeichnen ist. Liehen sich doch die Buchstaben des deutschen Alphabets in einer Woche erlernen. Vorläufig aber besteht gegen die Annahme der lateinischen Lettern oder des Romaji, wie man in Japan sagt, dort eine ziemlich starke Opposition, und deshalb wird Salatani mit seiner Prophezeiung wohl auch recht behalten. Mittlerweile aber will er wenigstens für diesen großen Fortschritt in der Volksbildung nach Kräften Stimmung machen. Auf dem Wege eines Zwanges wäre keinesfalls etwas zu erreichen. Dagegen sollte die Erlernung der europäischen Schrift in den Volksschulen eingeführt werden, damit das Volk allmählich einsehe, worin die Vorteile des Alphabets bestehen. Der Japaner schließt mit dem Satz: „Die alten chinesischen Schriftzeichen werden allmählich vor dem Licht des Fortschritts verschwinden, wie die Geister des Aberglaubens verschwinden sind.“

**Aus der Natur.**

Auf den Schneegipfeln des Himalaja. Eine Schilderung der kühnen Besteigung des Kolahoi, jenes berühmten Schneegipfels des Himalaja, den man wegen seiner Hornverwandtschaft mit dem Matterhorn der Schweiz das „Matterhorn von Kaschmir“ genannt hat, veröffentlicht E. F. Neve im „Graphic“. Der Aufstieg begann in Tannenforsten; von hier aus liegt das gewaltige 16 000 Fuß hohe Bergmassiv vor dem Blicke des Bergsteigers. 4000 Fuß führt ein grasbewachsener Abhang empor. Thunian blüht und die Luft ist von dem Dufte fremder Kräuter durchwürzt. Am Anfang berührt man noch die Lager nomadischer Hirten, die in ihren maleisichen blauen und roten Gewändern mit ihrem massiven Silberschmuck leuchtende Farbensflecke in die Landschaft tragen; bald aber wird es kühler und die Alpenflora tritt in ihr Recht. Die ersten Schneefelder werden sichtbar, und in der Pashöhe, 11 668 Fuß über dem Meeresspiegel, eröffnet sich dem Bergsteiger ein großartiges Panorama. Die von Gletschern überzogenen Wände des Kolahoi türmen sich im Süden übereinander, zu Füßen schäumen die Sturz-bäche, und an ihren Abhängen treiben ganze Scharen von flinken Murmeltieren ihr Wesen. Der Boden ist wie mit Edelweiß besät, und neben ihnen glühen der purpurfarbene Astragalus und mächtige goldleuchtende Blütenfelde. Nach einer kurzen Kletterpartie ist der Har Rag-Pag in 12 700 Fuß Höhe erreicht und hier machen die Bergsteiger Rast. Die Fortsetzung der Steigarbeit bringt dann den Abstieg von der Vegetation und das Eindringen in die Gebirgswelten des ewigen Eises.

Zwischen Schneeschuchten arbeitet man sich empor, der Charakter der Landschaft verändert sich und plötzlich, wenn man inmitten der Anstrengungen Zeit findet, umherzublicken, sieht man sich in eine wunderliche Märchenwelt versetzt, in ein Reich phantastisch gezackter Felsfäulen, die zum Himmel emporragen und die Kuppel des Firmamentes tragen zu wollen scheinen. „Mühjam Kettern wir die 1000 Fuß zu einem dieser Eis überzogenen Felsvorsprünge empor, um unser kleines Lagerzelt aufzuschlagen; acht Männer müssen über eine Stunde lang unermüdlich den Eisgipfel und die Art führen, ehe für unser Lagerzelt Raum und ein Halt erobert sind. Aber der Ausblick von diesem Punkte war herrlich. Tausende von Fuß unter uns dehnen sich die endlosen Schneefelder; vor uns aber liegt noch immer dieser südöstliche Gipfel. Im Osten und Westen ragen in endloser Kette die schneebedeckten Gipfel der Nachbarberge empor, in rosiges Licht getaucht. Als wir

am nächsten Morgen aufbrachen, schienen noch die Sterne. Nie werde ich jenes erste Nähen der Morgendämmerung vergessen; jenes bleiche, unendlich zarte, rosige Glimmern, das langsam im Osten aufstieg, den wundervollen heliotropfarbenen Himmel, das Aufglühen der Bergkuppeln, als die Sonne heraufzog.“

Immer größer werden die Schwierigkeiten, die die Bergsteiger von ihrem Ziele trennen, immer langsamer das Tempo des Vordringens. Jetzt liegt der Gipfel auch nahe vor ihnen, kaum 300 oder 400 Fuß trennen sie noch von dem hart erkämpften Ziele. „Aber die Kletterpartie an dem Felsrande ist so anstrengend, daß wir 4½ Stunden brauchen, um diese kurze Strecke zu überwinden. Wir wären natürlich angeeilt, und über einen Mangel an aufregenden Augenblicken konnten wir uns nicht beklagen. Hinter einem Felsen taucht plötzlich ein gähnender Abgrund auf, und fast scheint es, als könne er nie überwunden werden, als gebe es nur noch ein Zurück. Aber schließlich gelingt es doch, eine etwas schmalere Stelle zu finden und durch ein halbscherisches Kletterunsiid über die Schlucht zu kommen. Endlich ist die letzte Schneeklappe erreicht, und mittags um 2 Uhr stehen wir auf dem Gipfel: inmitten eines unübersehbaren Ozeans von Schnee, der Tausende von Meilen weit alle Kuppen, Täler und Felder beherrscht.“

**Medizinisches.**

Die Tollwut. Der in Berlin vorgekommene Fall von Hundswut, durch den auf Grund des Reichsseuchengesetzes die dreimonatige Verhängung der Hundesperre für die ganze Reichshauptstadt und ihre Umgebung erforderlich geworden ist, hat wieder einmal gezeigt, daß trotz allen Vorsichtsmaßregeln diese auch für den Menschen so überaus gefährliche Infektionskrankheit immer noch nicht in dem wünschenswerten Umfange eingedämmt worden ist. Immerhin sind Fälle von Tollwut, namentlich in der westlichen Hälfte Deutschlands, heute überaus selten; die östlichen Provinzen, in denen die Tollwut von jeher ungleich häufiger gewesen ist, weisen aber auch gegenwärtig noch eine ganz beträchtliche Zahl von Erkrankungen auf, und zwar infolge der ungenügenden Prophylaxe der Nachbarstaaten Rußland und Oesterreich-Ungarn gegenüber tollwutverdächtigen Hunden. So hat im Oktober des Jahres 1907 ein einziges wutkrankes Tier in und bei Breslau nicht weniger als 28 Menschen gebissen, und Jahr für Jahr wird die Wutschauabteilung am Berliner Institut für Infektionskrankheiten, das jetzt den Namen Robert Koch trägt, von mehr als dreihundert Personen zum Zwecke der Impfung aufgesucht. Die geniale Entdeckung Pasteurs hat allerdings die Zahl der Todesfälle beim Menschen in den zivilisierten Ländern auf ein Minimum reduziert, und in Deutschland erfordert die schreckliche Krankheit im Jahre durchschnittlich nur drei Opfer. Dagegen starben allein in Preußen während der ersten zwanzig Jahre des 19. Jahrhunderts noch jährlich mehr als hundert Menschen an der Tollwut, und die Verringerung der Todesfälle in den mehr als sechs Jahrzehnten bis zur Erfindung der Schutzimpfung durch Pasteur war ausschließlich auf größere Vorsicht vor wutkranken Tieren und deren Vernichtung zurückzuführen. Am 6. Juli 1885 hat Louis Pasteur zum ersten Male sein 1884 gefundenes Verfahren am Menschen ausgeführt, und seit diesem Tage hat die Wutkrankheit für den Menschen ihre Schreden verloren. Das Pasteurische Verfahren beruht auf dem schon früher bekannten Umstande, daß das Wutgift in reinsten Form im Gehirn und Rückenmark der erkrankten Tiere vorhanden ist. Pasteur benutzte deshalb das frische Rückenmark eines an Tollwut erkrankten Kaninchens. Nach einem bestimmten System wurde nun ein Stückchen des getrockneten Rückenmarks einem gesunden Hunde eingespritzt, und zwar so, daß zuerst möglichst schwaches Wutgift verabreicht wurde, und daß allmählich immer stärkeres Gift zur Einspritzung kam. Nach 14 Tagen war der Hund immun, wuttest, und es konnte ihm auf künstlichem oder natürlichem Wege das stärkste Wutgift beigebracht werden, ohne daß er die Tollwut bekam. Mit einigen Verbesserungen wird dieses System heute auch beim Menschen angewandt. Wie der spezifische Erreger so mancher anderen Infektionskrankheit, wie z. B. des Scharlachs, so ist auch der Mikroorganismus, der die Tollwut erzeugt, bisher nicht bekannt. Vol und Babes fanden zwar bereits vor Pasteurs Entdeckung im Gehirn wutkranker Hunde eigentümliche Mikroben in der Form glänzender Diplokokken von 0,5 bis 0,8 Mikromillimeter Durchmesser, die sie als die eigentlichen Erreger der Tollwut betrachteten. Von anderen Forschern sind diese Angaben aber nicht bestätigt worden, und man hat bis zum heutigen Tage den Erreger der Hundswut nicht nachweisen können. In seinem Vorhandensein herrscht nach dem ganzen Charakter der Krankheit und der spezifischen Seilmethode allerdings keinerlei Zweifel. Die Uebertragung der Tollwut, die wohl ursprünglich eine lediglich dem Hundgeschlecht eigentümliche Krankheit war, von der neben den Hunden, Wölfe, Hyänen, Schakale und Füchse befallen wurden, erfolgt durch den Biß erkrankter Tiere nicht nur auf den Menschen, sondern auch auf Nashen, auf Meerschweinchen und Kaninchen, auf Schweine, Pferde und Hornvieh. Möglicherweise werden auch Vögel durch den Biß infiziert. Der Zeitpunkt des Ausbruchs der Krankheit nach der Infektion schwankt zwischen vierzehn Tagen und vierzehn Monaten. Fälle von Heilung kommen ohne Schutzimpfung nicht vor; diese allerdings gewährt eine beinahe absolute Sicherheit gegen den Ausbruch der Krankheit.